

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 19. August 1896.

Sechster Bureau: Berlin SW., Bernburgerstraße 3

Teutische Reich.

* Der Kaiser traf gestern früh 6 1/2 Uhr von Neuen Palais im Aufgange zum Potsdam ein. Hier war das erste Garde-Regiment zu Fuß anlässlich des Jahresfestes der Schlacht bei Gravelotte aufgestellt. Es fand ein zweimaliger Parade-marsch statt, das erste Mal in Zügen, das zweite Mal in Kampfpfeifen. Sodann formierte sich das Regiment im offenen Bivouac. Der Kaiser hielt eine kurze Ansprache und tritt Johann nach dem Offiziers-Korps des Regiments. Nach seiner Rückkehr nach dem Neuen Palais nahm der Kaiser den Vortrag des Chefs des Militärkabinetts, Generaladjutanten v. Sabiné, entgegen und empfing später den Flügeladjutanten des Königs von Sachsen, Wiktoria von Eckardt, welcher ein eigenhändiges Schreiben seines Souverains in die Hände des Kaisers niederlegte. Am 17. Uhr fand zu Ehren des Geburtstages des Kaisers von Oesterreich eine größere Frühstückstafel statt.

* Ueber das Verhalten des Fürsten Bismarck hatte das „Wolff. Tel.-Bör.“ kürzlich sehr günstige Nachrichten verbreitet, die angehend von dem Fürsten Bismarck, dem „Hamb. Nachr.“ stammten. Das war unrichtig. Die Mitteilungen waren vom „Hamb. Kor.“ gebracht. Wie dem „B. V.“ geschrieben wird, waren diese Meldungen von einem ganz unbedeutenden Optimismus beseelt; das Allgemeinbefinden des Fürsten sei in diesem ganzen Sommer nicht besonders gut gewesen und ein bemerkenswerter Fortschritt zum Besseren in der längsten Zeit keineswegs eingetreten. Von einer Wieder-aufnahme der seit Jahren ausgelegten Spasierkur könne insbesondere durchaus keine Rede mehr sein. Von anderer Seite wird berichtet, daß Prinz Max von Baden dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen Besuch abgestattet hat. Der 29jährige Prinz, eine frische, sympathische Erscheinung, traf von Hamburg kommend, ein und ward vom Grafen Plankau vom Bahnhof abgeholt und vom Fürsten, der Uniform und neben dem Stern des Schwarzen Adlers den des böhdischen Ordens der Thiere trug, vor der Thür des Schlosses empfangen. Nachmittags machten der Prinz und Graf und Grafin Plankau eine Spazierfahrt in den Wald, worauf die Bellerettere des Prinzen nach Berlin erfolgte.

* Die Weiterbesetzung des Kriegsministeriums ist auf große Schwierigkeiten gestoßen. Wie die „National-Zeitung“ hört, ist das Kriegsministerium, nachdem die Annahme des Entlassungsantrages des Generals v. Bronsart beschloffen war, mehrere hohen Offiziere anzuheben worden, die es nicht gelohnt haben, sich Generalleutnant v. Goller für zur Übernahme bereit erklärte. Der Einwirkung des Reichs-kanzlers ist die Entscheidung über den Nachfolger des Kriegsministers Bronsart von Schellendorf nach Angabe der „Staatsbürger-Zeitung“ vollständig entrichtet gewesen. Die Entscheidung erfolgte am Freitag. Der Kaiser berief Herrn von Goller nur zu seiner eigenen Information nach Wilhelmshöhe, und dieser fuhr wieder ab, ohne sich über den Zweck der Hinführung vollständig im Klaren zu sein. In jenen Tagen ist eine ganze Zahl höherer Militärs nach Wilhelmshöhe berufen worden. So wollte dort beispiels-

weise am Donnerstag, den 13. d. M., außer dem Generalleutnant v. Goller auch der Kommandeur der 22. Division, Generalleutnant v. Collas, und Tags zuvor hatte der Kaiser mit dem Generalleutnant v. Bort aus Hannover eine mehr-tägige Unterredung. Der Kaiser hat sich, wie er das bei der Besetzung höherer Militärsstellen stets thut, mit förmlichen in Frage kommenden Generalen beprochen und seine Entscheidung dann ganz selbständig getroffen.

* Der zurückgetretene Kriegsminister Bronsart von Schellendorf traf, wie bereits kurz erwähnt, am Montag Abend 9 Uhr zu kurzem Aufenthalt in Berlin ein. Er begab sich sofort nach seiner bisherigen Wohnung im Kriegsministerium, wo er noch bis in die frühe Nacht hinein arbeitete. Für gestern Mittag 12 Uhr ließ er seine bisherigen Mitarbeiter und Beamten nach dem Konferenzsaal bitten, wo er sich von ihnen in kurzer Rede verabschiedete. Da die von uns bereits im Allgemeinen dargelegten Gründe des Rücktritts so überaus delikater Natur sind, so war es selbstverständlich, daß er auf sie in feiner Weise eingieng. Er dankte seinen Beamten für die bisherige treue Mitarbeit und bat sie, seinem Nachfolger daselbst Vertrauen und dieselbe opferwillige Hingabe entgegenzubringen. So sehr der Minister auch den allen Willen in den Vordergrund treten ließ, so konnte man ihm doch deutlich anmerken, daß die Ereignisse der letzten Zeit ihren tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben. Namens der Beamten nahm Johann General von Falkenhayn das Wort, der in kurzer knapper Rede den Empfindungen der Dankbarkeit und Begehrt Ausbruch verlieh, mit denen die Beamten ihren bisherigen Chef scheideten. — Herr Bronsart von Schellendorf geht am Donnerstag Berlin wieder zu verlassen und sich zu dauerndem Aufenthalt nach seinem Gute Marienhof in Mecklenburg zu begeben.

* Die ultramontane „S. d. N. Volksgl.“ kündigt an, der Reichstag werde in Beziehungen, wie sie im letzten Jahre zwischen dem Kriegsministerium und dem Militärkabinet sich entwickelt hätten, grübelig einmischen!

* Dem „Hamb. Korresp.“ wird von gut unterrichteter Seite mitgeteilt, es werde voraussichtlich eine teilweise Um-arbeitung des Gesehtenvertrages über die Militärgerichts-barkeit erfolgen.

Wahrscheinlich handelt es sich um die Einführung eines Besatzungsrechtes des obersten Kriegsherrn für den Strafpolizei. Wenn dabei von einem Besatzungsrecht des Kaisers die Rede ist, so hängt das wohl mit der Annahme zusammen, daß der Kaiser das bisherige Besatzungsrecht nicht ganz aufzugeben geneigt sei. Nach der Wiedererrichtung würde dieses Recht im Frieden dem Kaiser nur für die unter preussischer Verwaltung stehenden Teile des Reichsgebietes, nicht aber über das bayerische, sächsische und württembergische Kontingent zu gehen. Welche rechtliche Bedeutung die Fassung hat, daß der Strafpolizei, und nicht, wie bisher, das Urteil der Besatzung unterliegen soll, ist schwer zu sagen. Dasselbe ist, wie anzu-nehmen, nur mehr als das oberste ja bestehende Besatzungsrecht, so bleibt die Einheit der Rechtsprechung in Strafjahren für das Heer organisatorisch länderlich, und es kann durch Ver-schiedenheit in der Ausübung des Besatzungsrechtes auch thatsächlich

leicht eine Verschiedenheit der Strafrechtspflege für die verschiedenen Teile des Reichsgebietes herbeigeführt werden.

* In sehr geringerer Fälligkeit mit den Thatsachen scheint das „Wolff.“ unter der neuen Fassung zu stehen; nachdem es schon vor einigen Tagen hatte ansetzen lassen, nachdem es keine Nachricht, soweit sie die Umwandlung der „Hilf.“ in ein Tagesblatt anlangte, — bekanntlich betrifft dieses das „Wolff.“ — als sich, wie mir, widerrechtlich es heute eine Notiz, welche es gestern über die „Konervative Monatschrift“ gebracht hatte; wir lesen in dem erwähnten Blatt:

„Ueber die „Konervative Monatschrift“ haben wir gestern eine Notiz gebracht, welche wir heute zum Ziel widerturnen müssen. Aus Gründen, welche nicht dem öffentlichen Leben angehen, hat Herr v. Dreyer sich nummehr bestimmt von der Monatschrift zurückgezogen und wird in den nächsten Tagen die Redaktion Herrn Dr. Cretel übergeben. Ob Herr Professor von Natulius sich weiter betheiligen wird, entzieht sich unserer Kenntnis.“

* Wenn die finanziellen Voraussetzungen sich erfüllen, von denen die Erhöhung der Reamtegebühren in Preußen abhängt, soll diesmal ein anderes Verlangen eingeschlagen werden, als im der Gehaltserschöpfung der Jahre 1873/74 und 1890/91. Damals begnügte man sich, den Gesamtsumme für die Gehaltsverehrungen in einer Summe im Etat auszubringen, die Grundzüge, von denen bei der Vererbung ausgegangen werden sollte, darzustellen und den Landtage zur Zustimmung vorzulegen. Die Einzelanberbeitung in die Etat wurde aber dem Staats-haushaltsschatz des nächsten Jahres vorbehalten. Jetzt soll zwar auch neben der Gesamtsumme des Mehrbedarfs bei den Gehaltsverehrungen der ganze Plan der Gehaltszulagen dem Landtage zur besonderen Beschlußfassung unabhängig von der Etatsberathung vorgelegt werden, aber diese Vorlegung soll so zeitig erfolgen, daß nach erfolgter Verhandlung mit dem Landtage die sämtlichen neuen Gehaltspositionen im Einzelnen bereits in der Entwurf des Staatshaushaltsplanes für 1897/98 eingearbeitet werden können. Es wird also gegebenenfalls der nächste Etat das vollständig abgeschlossene Bild der Neuordnung sämtlicher bisher nicht berücksichtigter Beamtengehälter tragen. In diesem Zweck soll der Landtag möglichst früh, vielleicht schon Ende des Monats Oktober und jedenfalls vor dem Reichstage einberufen werden, während die Vorlegung des Etats, wie bisher, frühestens für die zweite Hälfte des Monats Januar in Aussicht genommen ist, unter Umständen auch noch etwas später erfolgen könnte. Man nimmt an, daß absehbare parlamentarische Verhandlungen über die Gehaltsverehrungen vor der Weihnachtspause zum Abschluss gelangen können, so daß bei Anpassung aller Schritte die entsprechende Gestaltung der Einzelzettel noch zeitig genug erfolgen kann, um die Vorlegung des Etats zu dem beabsichtigten Zeitpunkt oder spätestens einige Tage nach demselben zu ermöglichen. Die Nachricht, daß der deutsche Botschafter in Wien, Graf Culenburg, telegraphisch nach Berlin berufen ist, um dort wegen der künftigen Angelegenheiten Beratungen zu pflegen, entbehrt jeder Begründung.

In Frithjof Hansen's Heim.

Ursaker, 14. August 1896.

Er kam zurück! Nach einer mehr als dreijährigen Fahrt durch unbekannt arktische Gegenden, nach einem fast zehn Monate langen Aufenthalt im Eis, getrennt von seinem Schiff und seinen Kameraden, kehrt er zurück — ein Sieger! Der Telegramm hat es in alle Welt hinausgetragen und schon weiß man, welche Erfolge ihm beschieden waren.

Frithjof Hansen ist der erste Polarforscher, der die Polar-region, deren Anfang auf der Karte mit 85° nördl. Breite bezeichnet ist, nämlich 88° 15' Min., erreicht hat; er ist also 320 Kilometer weiter nördlich gekommen, als je ein Nordpolfahrer vor ihm, und er bringt große wissenschaftliche Resultate mit nach Hause. Seinem Plane getreu ging er erst nach den Neufährigen Inseln. Die Unbekanntheit mit den Höhen und Tiefen vor der Wandung des Führes Ezelet machte es ihm leider unmöglich, die von Baron v. Hoyer gebachten Punkte mitzu-nehmen. Von den Neufährigen Inseln hielt er Kurs auf den Nordpol und drang bis 84° nördl. Breite gegen sein Ziel vor. Die Strömungen werden wohl hier etwas anders gewesen sein, als die wiederkehrenden Feuerteeffekte es vermuten lassen — vielleicht um ein paar Grade westlicher — denn hier ist das Schiff „Fram“, eingestift vom Eise, in westliche Richtung getrieben. Dr. Hansen, der eingesehen hat, daß er auf die von ihm erhoffte Weise die Polarregion nicht erreichen könnte, hat den unter diesem Breitengrad und unter diesen Verhältnissen schifflich führen Plan gefaßt, das im Meere treibende Schiff zu verlassen, um mit einem einzigen Begleiter, Lieutenant Johannsen, die Polar-Region auszuforschen. Wenn früher berathenen Schlittschneebereitungen vorgenommen wurden, so gingen sie stets von einer festen Station, in dem meisten Fällen von dem am Lande verankerten Schiff aus. Die Station, die Hansen verließ, war sein im Meere treibendes Schiff, das wiederzuersehen er nur wenig Hoffnung haben konnte. Ueberall fand er Eis mit großen freien Öffnungen dazwischen, bis er am 86° 14' Min. Breitengrad offenes Wasser erreichte. Daselbst war 4000 Meter tief. Die Temperaturmessungen in den Tiefen ließen noch hier — so weit nach Norden — den Einfluß des Golfstromes vermuten. In Ermangelung der nötigen Zahl Gunde und Bäte (Kajaks)

mußte er hier umkehren, um auf Franz-Josephs-Land sein Winterquartier aufzuschlagen. Die Reise über Land war außerordentlich anstrengend. Schließlich fanden sie eine geeignete Stelle, wo sie eine Steinhütte anfrühten, in der sie den vergangenen Winter zugebracht haben. Hansen meint sicher, daß „Fram“, der sich als ein vorzügliches Polarschiff bewährt hat, noch in diesem Jahre über Spitzbergen zurück-zehren wird.

Nimmt man eine Polarreise zur Hand und zeichnet in die großen, unheimlich weiten Teile, aus denen nur das eine „Unbekannt“ Einem entgegenkriecht, die von Hansen zurückgelegte Route ein, dann erst wird man verstehen, daß für die ganze wissenschaftliche Welt die Resultate dieser Expedition ganz neue ungeahnte Erfolge bedeuten.

Was aber das Herz derjenigen, die sich während dieser langen Jahre um die kühnen Felsen gekümmelt haben, am meisten erfreut, das ist nun doch in erster Linie die Gewisheit, daß sie wieder da sind, daß die unheimlichen Prophezeiungen so vieler Fachmänner, welche fast alle darauf hinausgingen, daß keine lebende Seele von der ganzen Expedition zurück-kommen würde, Eigen gestirkt sind. Der unbändigen Kraft jener Nordlandsbreiten ist es gelungen, zu beweisen, daß die Grenzen des menschlichen Fortschritts weit, weit ferner liegen, als der Skeptizismus und Stubenhefendes Fach-gelerntheum sie ziehen wollen; und wieder ist ein glänzender Sieg gewonnen in dem großen, Jahrtausende währenden Feld-zug menschlicher Willensstärke gegen die Giganten-Kraft der Elemente.

Es war gestern Nachmittag um sieben Uhr. Ich ging mit meiner Frau den kleinen, Frithjof Hansen und mir ge-hörigen Privatweg entlang, der zu beiden Wohnungen führt, als die kleine vierjährige Höl Hansen begegnete.

„Mama ist zu Stadt gerückt und Papa kommt nach Hause“, erzählte die Kleine. Auf meine näheren Nachforschungen zeigte es sich, daß Frau Hansen soeben ein Telegramm von ihrem Mann mit der Glückhoffschaff erhalten hatte, er sei inwärts gelangt. Sie fuhr sofort nach Christiana zu ihrer Mutter, der alten Frau Professor Cars, um bei ihr eventuell nähere Nachrichten im Empfang zu nehmen.

Ich warf mich aufs Knie und küßte ihr nach. Auf Carl-Johanns-Gade umwimmelte es von Menschen. Es herrschte

eine wahre Begeisterung. Alle Gassen waren überfüllt, vor den Zeitungs-Redaktionen, wo die allmählich eintreffenden Tele-gramme an die Wand geschlagen wurden, prägnete das Publikum sich förmlich, um anzusehen. Durch die Straßen zogen auf-geregte Gruppen, Nationallieder singend, und hier und da er-brühte aus einem Menschenhaufen ein begeistertes Durrah. Das ist unser Tag und unser Leben. — Eine Entschädigungsbil-let im nächsten, unheilbaren Kriege — ein glänzender Sieg im Geisteskampfe der Nationen.

Frau Hansen traf ich nicht mehr, als ich aber bei meinem Hauschen am Hjørn wieder ankam, sah ich eine große Anzahl von Rühlerborten dicht am Lande vorbeiziehen — wie in Parade. Die Rühler entblöhen ihre Häupter und riefen neun Mal Durrah.

Auf der Südspitze meines Grundstücks, welches direkt an Hansens grenzt, erhebt sich eine Farnenlange von impotanter Höhe.

Von deren Spitze weht heute die „Meine Flagge“. Sie hat noch nie so wegnüßig geherrtet und gehalten wie heute; es ist, als würde sie es selbst, daß in diesem Zeichen Hansen seine rühmliche Fahrt gemacht hat.

Unter vor dem Balkon meines Ateliers spielen zwei Kinder. Es ist kleine Eva und mein fünfjähriger Sohn Hjalmar. Die beiden sind ungetrenntlich. — Sie lieben sich wie ein-stmals — Frithjof und Ingeborg.

Ich höre sie disputieren. „Mein Papa ist so stark wie ein Bär“, sagt Hjalmar. „Mein Papa ist so stark wie —“ die Kleine folgt — „er ist der stärkste Mann auf der ganzen Welt!“ kommt es dann mit Ueberzeugung heraus.

Die kleine Eva hat mehr Recht, als sie ahnt.

Soeben erzählt mir meine Frau, sie habe eine Unterhaltung mit Frau Hansen gehabt. Sie war zu ihr hinfür-gegangen, um ihren Glückwunsch auszusprechen. „Ich habe da gestern Nachmittag und langweilige“, sagte Frau Hansen, „da wird mir ein Telegramm gebracht. Zuerst möchte ich es gar nicht öffnen.“

*) „Meine Flagge“ (im Gegenzug zur Unionflagge) ist reich mit einem goldenen Hausen Kreuz. Bei der letzten Seebat hat das Unionskreuz in dem obersten linken der vier durch das Kreuz gebildeten Felder.



(Nachdruck verboten.)

Auf Grünweide.

33)

Roman v. S. Palmé-Banſen.

Wir gelangten dadurch unverhofft ſchnell zu unſeren Briefſchaften und ich beantwortete noch ſelbigen Abends ein an mich gerichtetes Schreiben, welches für mich den Ruf als Profeſſor der Naturwiſſenſchaft nach K. enthielt, in ablehnender Weiſe, da ich nicht gewillt bin, meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn und die Reiſen mit dem Grafen aufzugeben. Sehr gefällig hatte mir der Konſul ſeinen Schreibtisch zur Verfügung geſtellt und ich ſaß vor dem geöffneten Fenſter, in meine Korreſpondenz vertieft, als die Unterhaltung der beiden Herren, die hinter mir in Schauſtühlen ihre Cigarren rauchten, animirte.

Es war von einem Bilde die Rede.

„Ah“, hörte ich den Grafen ſagen, „das iſt ja ein wunderſchöner Frauenkopf! Eine Kopie irgend eines Klaſſikers, nicht wahr?“

„O nein“, antwortete der Italiener, „kein Werk der Phantaſie. Die Wiedergabe dieſes Kopfes iſt für den Beſchauer, der das Original kennt, keineswegs als gelungen zu betrachten. Die Natur iſt eben unerreicher und höchſte Meiſterſchaft der Kunſt Stückwerk dagegen. Das Gemälde iſt Portrait. Es iſt die Kranke, für die ich den Cypreſwein geſucht.“

„So, ſo. Aber wie künſtleriſch aufgefaßt. Die eigenartige Staffage giebt dem Bilde wirklich ein klaſſiſches Gepräge. Ich habe die ſchöne Geſtalt, ſo in dem dämmerigen Hintergrund dieſes Zimmers, — pardon — für eine griechiſche Gottheit, für die ſchaumtöpfproſene Venus Aphrodite gehalten. Man glaubt durch das zart-weiße Gewand athmendes Leben pulſieren zu ſehen, und daß der Künſtler das ſchaumbedeckte Meer ſo unmittelbar an die am Strand ruhende Geſtalt heranwallen läßt, verräth auch, daß er dieſen Eindruck bezweckt.“

Ich ſah von meinem Plage aus ſeitwärts in einem großen venetianiſchen Spiegel das lebensgroße Gemälde. Mit hoch-erhabener Kerze ſtand der Graf davor, als ich aber, von den träumeriſchen Frauenaugen unwiderſtlich angezogen, aufsprang und herzuweilte, verlöſchte das Licht im Luſtzug und das Bild glänzte nur noch in unbeſtimmtem Halblight aus dem Rahmen hervor.

Der Konſul murmelte einige unverständliche Worte und die haſtig gezwungene Weiſe, mit der er das Geſpräch wechſelte, ließ mich vermuthen, daß er den Vergleich des Grafen unpaſſend und empfindlich aufgenommen habe.

Am anderen Tage freilich verrieth nichts mehr eine Verſtimmung an ihm. Wir verabſchiedeten uns von ihm, da wir die Inſel bis Baſſa durchſtreifen, er dieſelbe zu umſchiffen gedachte, und nun erbat er ſich in freundlichen Worten unſeren Beſuch auch in Baſſa. Dieſe Zuſage wurde ihm ohne Zögern gemacht.

Ich will kurz über unſere mühseligen Streifereien durch die ganze Inſel hinweggehen. Die wilde, ſchöne, gewaltige Natur lohnte die Mühen. Ihre unerſchöpfliche Kraft muß inbeſſen einmal ein Ende nehmen, den Eindruck gewinnt man, wenn man die gelichteten Wälder ſieht, aus denen der Türke die Bedürfniſſe für ſeine Kriegswerften mit verwüſtender, maßloſer Verſchwendung entnimmt, ohne für Nachwuchs zu ſorgen, wie es doch alle Völker, Phönizier, Griechen, Römer, Byzantiner, Franken und Venetianer gethan, die Jahrhunderte früher, eins nach dem andern die Inſel beherrſcht. Und troſtlos ſind die unabſehbaren, verheerten Strecken, nirgends Bodenkultur, und da, wo der cypriſche Olymp ſeinen Gipfel erhebt, wo einſt ein der Venus geweihter Tempel ſtand, deſſen Ruinen zwiſchen

dichtem Geſtrüpp jetzt verlaſſen zum Himmel ſtarren, wo Klöſter und Weinberge, Gärten und grünbeplante Bergabhänge die reichen Cyprioten in die erfrichenden Gaine gelockt, da ſieht das Auge nichts weiter als wüſte Ebenen, eingetrocknete Bäche, giftiges Gewürm, verkümmerte Nebenſtöcke, durch welche die Ziegen und Eſel zur Frühlingszeit ſchweifen. Alles wird vernachläſſigt, Del- und Getreidebau, Baumwolle und Zuckerrohrbauten, auch die Seidenzucht, trotzdem ich Wälder von Maulbeerbäumen geſehen. Und welch' ein Reichthum an Mineralien, an Eiſen, Zinn und Kupfer liegt nutzlos im Innern der Erde, weil ſelbſt die Stellen der alten Minen unbekannt geworden ſind. Ich bezweifle beſſer auch, daß der Graf hier in Baſſa ſeine Sammlung durch Bergkryſtalle, aus denen die berühmten, ſogenannten Baſſadiamanten entſtehen, bereichern wird. Und dies iſt doch gerade der Zweck, weshalb wir Baſſa oder Paphos, wie es dereiſt hieß, aufgeſucht.

Da haben wir denn wieder unſer Zelt aufgeſchlagen und uns bemüht, weil wir hier längere Zeit Raſt machen wollen, ein recht geſchütztes, liebliches Fleckchen zu finden.

Zwei gegeneinander liegende, ſanft aufſteigende, olivengrünliche Hügel bilden ein ſtilles Thal, das unſere luſtige Wohnung aufgenommen. Da kam uns nicht der Hauch des Meeres erreichen, aber es iſt nahe genug, um ſein Rauſchen und Schäumen zu hören, ein Schlaflied für unſere müden Augen, als wir endlich nach mehrtägigem Wandern am Ziele waren.

Als ich am erſten Morgen die Höhe des Hügels erſtieg, die große, weite Bai, zum erſten Male wieder das Meer zu meinen Füßen, als ich Paphos ſah, die alte, einſt der Luſt und dem Vergnügen geweihte Stadt, griechiſche Kirchen und Moſcheen im Morgennebel, den breiten, niedrigen Felsen dahinter, nahe der Küſte ein altes verwittertes Schloß, Häuser in Gärten und den ſchaumbepflügelten Meeresſtrand, da lebte in meiner Erinnerung auch wieder die Mythe auf, die Venus Aphrodite, die lieb-reizende Göttin der Schönheit, hier aus dem Schaum des Meeres entſtanden ſiehe.

In dieſer erhabenen Umgebung, in der tiefen Morgenſtille, durch welche die Schauer mythiſcher Erinnerungen ſtuheten, in dem ſimmernden Duſt der Landſchaft, von graugrünen Baumkronen uralter Oliven beſchattet, hier überkam mich wieder, wie ſo oft, das klärende Bewußtſein, mit ſo viel Naturſchönheit in vollkommener Harmonie zu ſtehen, ein zufriedener, ſehr glücklicher Menſch zu ſein.

Heute ſchon iſt es anders. Ich wußte damals nicht, daß es Leidenschaften giebt, die der Harmonie einen Pulſſchlag verleihen, der ſie auf die Höhen des Lebens führt, in ihren ſehnſüchtigen, wenn auch beglückenden Empfindungen aber das ſelbſtliche Gleichgewicht ſtören. Ich kannte keine Liebe. Sie hat mich ergriffen, ſo ſchnell, wie ſich ein friſcher Morgenwind erhebt nach nächtlicher Stille. Du ſollſt nun davon hören.

Es war an einem Spätnachmittage, als ich auf jenem Hügel ein hiſtoriſch, archäologiſch, kritiſches Beſuch ararbeitete. Weit ab vom Zelte, in tieferſter Ruhe, gedieh die Arbeit ſchnell unter meiner Hand. Da aber drang aus nicht gar weiter Ferne eine Frauenſtimme zu mir herüber, Worte aus Petrarca's Ranzone an die heilige Jungfrau in weichen, wunderſchönen Tönen: „Vergine santa d'ogni grazia piena!“ Nun kennſt Du meine Schwäche für eine ſchöne Menſchenſtimme; meine Seele kann ſchmelzen, wenn ſie ein Ton trifft, der aus warmem Herzen quillt, und dieſe ſanften Laute beſtritten ſirenenhaft meine Sinne, ſo daß ich meine Arbeit vergaß und ſtill laufend lange, lange dalaq, bis endlich der Geſang verſtummt. In dieſer hrlich-empfindlichen Stimmung ſtürte mich das Erſcheinen des Grafen außerordentlich. Doch kam er in Begleitung des Konſuls, den wir in Baſſa noch nicht begrüßt, und

da uns dieser aufforderte, in jenem türkischen Hause, — er wies auf ein nahe am Strande liegendes Steinhaus — wo seine Familie gastfreundliche Aufnahme gefunden, den mitgebrachten Cyprienwein zu kosten, und ich eben aus dieser Richtung den schönen Gesang vernommen hatte, so erwachte ein schnelles Interesse in mir. Ich vergaß meine Verdrossenheit und schloß mich erfreut der Zusage meines Freundes an.

Der Konjul zeigte ein gänzlich verändertes Wesen. Der düstere Ernst schien ganz aus seinem Anlitze verschwunden, in den seltsamen tiefen Augen lag ein erhöhter Glanz und seine Lippe redete auf dem kurzen Wege von unserem Zelte bis zum türkischen Hause mehr, als auf der ganzen Reise. Eine zerstreute Redeweise muß eine individuelle Eigenthümlichkeit an ihm sein, denn er stellte mich seiner Schwiegermutter als den Grafen, diesen als einen Gelehrten Dr. Gottfried Hartmann vor. Der Graf bemerkte diesen Irrthum nicht und mir wurde nicht Zeit gelassen, denselben zu verbessern, da die rebelle Italienerin mich sogleich eifrig in ein lebhaftes Gespräch zog, welches äußerste Aufmerksamkeit erforderte. Sie vermischte ihr falsches Deutsch derartig mit italienischen Brocken, daß mir eine Unterhaltung in ihrer Landessprache lieber gewesen wäre. Die Tochter war nicht zugegen, aber es wurde von ihr geredet, daß sie außer zeitweiliger körperlicher Erschöpfung als genesen zu betrachten sei und daß der Cyprienwein, als Arznei gebraucht, Wunder wirke.

Der köstliche, berauschte Wein wurde bald umhergereicht und das erste Glas auf die vollständige Genesung der Patientin geleert. Unsere Gäste klangen. Das Sonnenlicht, das sährig durchs Fenster fiel, leuchtete auf in der hellrothen Flüssigkeit des seltenen Trankes. Der Graf lächelte mir zu, und nahe an mich herantretend, flüsterte er: „Ein schönes Mädchen ist holdeste Poesie. Auf die Poesie!“

Ein schriller Klang ertönte. Eine ungeheurt, vielleicht zu heftige Bewegung, mit welcher der Konjul das Glas berührte, ließ den gefüllten Krystall in seiner Hand zerplütern. Herbeilebende Diener suchten zwar schnell die kleine Störung zu beseitigen, reichten ihm ein anderes Glas, aber der Konjul schien peinlich berührt, er leerte es in einem Zuge, ohne von Neuem anzuklingen, und dann stellte er sich zu dem Grafen, der den enthusiastischen Forscher und Alterthümer wiederum nicht verleugnen konnte und nach Erklärungen forschte für allerlei alterthümliche Vasen und die ganz fremdländische Einrichtung des Kiosk. Ich erfuhr von der geschätzten Signora, deren Unterhaltung mir aufgedrungen wurde, daß der Besitzer des Hauses verreise, der nach Art reicher Türken für die freigebige, vertrauensvolle Gastfreundschaft weder Geldentschädigung noch Geschenke nimmt und es sich zur Ehre anrechnet, den italienischen Nobilen mit seiner Familie beherbergen zu dürfen. Die ganze Dienerschaft und sämtliche Räume des Hauses stehen derselben zur Verfügung. — Kennst Du einen Kiosk? Ich will ihn Dir beschreiben, denn ich geriet noch diesen Abend ohne Willen und Absicht in ein ganz ähnliches Zimmer, wo es still und einsam war und wo ich einige verhängnisvolle, unvergeßliche Augenblicke verlebte.

Ich hatte mich kurze Zeit entfernt, um aus unserem Zelte eine Loupe zu holen, durch welche wir hieroglyphische Zeichnungen betrachten wollten. Es war noch vollkommen hell. Die Sonnenfugel stand in voller Rundung am Horizont und röthete purpurn den glänzend weißen Schaum, den der Südwestwind in breiter Linie an den Strand geweht, jenes liebliche Märchenwunder, aus dem die Venusfuge entstanden und das doch nichts anderes ist, als Milliarden mikroskopischer Algeneier.

Ich trat in die Mittelhalle, „Divan Hane“, ein Raum, in welchen sämtliche Zimmer münden, der einem orientalischen Gebäude ein so würdiges Ansehen verleiht, da der türkische Baustil keine Gänge und Korridore erlaubt, denn das kimmert den Türken wenig, wie die äußere Form des Hauses, dessen Verhältnisse, sein mehr oder minder gefälliges Aussehen sich gestaltet, in der inneren Einrichtung aber duldet er keine Abweichung des Bewohnten und das Zimmer ist die Hauptbedingung der ganzen Baukunst.

Es ist ein großes, länglich viereckiges Gefaß, in dem sich die Thüren alle an einer Seite, die Fenster diesen sich gegenüber befinden. Der einige Stufen niedriger gelegene, sogenannte Untertheil wird durch eine Säulenreihe von dem „Obertheil“ getrennt, welcher eine gewölbte, kunstvoll mit Blumen, Früchten und Waffen bemalte Decke, niederwallende Vorhänge und niedrige, nahe an einander grenzende Fenster hat, daß man im Freien zu ruhen glaubt, wenn man sich auf den weichgepolsterten Divan streckt, der rüsum die Wände umzieht. Daß ein Zimmer dem andern

gleich, wußte ich damals nicht und ich meinte, mich in dem kurz zuvor betretenen, jetzt aber von allen plaudernden Inassen verlassenen Gemache zu befinden, als ich durch die teppichbehangene Thür hineintrat. Es war mir willkommen, ungestört mich der Betrachtung hingeben zu können, und deshalb trat ich nicht so gleich aus dem „Untertheil“ heraus, der des Fremdartigen gar viel bot. Da plätscherten und rieselten kühlende Wasser in Nöhren längs den Wänden, leise säufelte der Luftzug in den Vorhängen über den Thüren und den verschiedenartigsten Nischen und Winkeln. Offene Wandvertiefungen zeigten seltsame Rippes, antike Gefäße mit Wasser, Scharbet oder Blumen. Da rauschten Fontainen in Marmorischen, kunstvoll bemalt mit Landschaften, und breitblättrige Pflanzen erhoben ihre sächerartigen Kronen in der Kühle dieses dämmerigen Raumes. Denn dämmerig war's hier, weil die Fenster des „Obertheils“ bis auf eines verhüllt waren. Nur durch die buntfarbige Glasmalerei anderer, niemals verhängter Fensterbögen, hoch nieder von den Seiten der gewölbten Zimmerdecke, strömte ein gedämpfter magischer Schimmer, sich vermischend in seltsamen Reflexen mit der Burpurgluth des Abends, die sich in einer einzigen Masse durch den offenen Fensterraum ergoß, nieder auf eine Gestalt, auf ein Bild — oder war's kein Bild? Hatte ich nicht ein solches schon gesehen? Aber wo, wo? Diese schlafende, wunderhöne, sofig überfluthete Gestalt, niedergestreckt auf dem Divan, auf gleicher Höhe des Fensters, hinter dem die weißglänzenden Meereswellen schäumten, hm und her, in wogender Bewegung, als ruhte auf ihnen Venus Aphroditen's schneeiger Leib, war es athembendes Leben oder ein märchenhafter Traum? Hatte Cyprien's Nebenjaft meine Augen umschleiert, daß sie nichts anderes sehen konnten, wollten, als ein überirdisches Wesen, statt eines schlafenden Mädchens in weißen Gewändern, unter denen ein zarter, wunderkleiner Fuß hervorjah? Nein es war kein Bild.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fliegende Menschen.

Ein Rück- und Vorblick von Robert W. Dahms (Greifswald).

Mit dem Sturz Otto Lilienthals in den Rhinower Bergen hat die Aviatik ihr erstes Opfer gefordert und genommen, — und eines der größten gleich, die wir auf diesem Felde überhaupt zu verlieren hatten. Die Aviatik, sage ich, denn man darf das besonders in Deutschland und Oesterreich seit etwa 15 Jahren sich regende Bestreben, die Luft mit dem Flügel und der Maschine zu meistern, nicht verwechseln mit der Kunst des Aeronauten, der sich seit hundert Jahren vergeblich müht, das Luftmeer durch die geregelte Ballonschiffahrt zu bezwingen. Der lenkbare Luftballon ist Chimäre, er wird sein Opfer weiter fordern, seine Mißerfolge weiter züchten, wie er es bis jetzt gethan hat, aber die Flugmaschine, die dem Vogel abgelauchte Kunst des Schwebens, auf welche man seit 30 Jahren, seit Pettrigero in England und Maren in Frankreich den Vogelzug in seine Elemente zerlegte, eine leise Hoffnung zu setzen begann, — soll auch sie eine Hoffnung der Thoren bleiben? Nach langem zähen Widerstande der Skeptiker schien das Eis gebrochen: Autoritäten der Physik, selbst ein Helmholtz, wagten an der Möglichkeit des freien Fluges nicht mehr zu zweifeln, Techniker von hohem Ruf arbeiteten mit Eifer an der Lösung der praktischen Schwierigkeiten, Beobachter von rühmenswerther Zähigkeit haben den Flug des Vogels nach und nach aller Geheimnisse entkleidet, die Jahrtausende darum gewoben hatten, — sollte das alles nun mit einem Schlage umsonst sein? Umsonst, weil einer von den ersten Streitern um die Siegespalme im ehrlichen, vielleicht zu raschen Kampfe mit dem widerpäntigen Element unterlag? Ich glaube, daß unter den wissenschaftlich geschulten Anhängern der Aviatik auch nicht Einer sich durch das jähe Unglück, welches Otto Lilienthal bei seinen Flugversuchen überrascht hat, abschrecken lassen wird!

Lilienthal war im praktischen Sinne der vorgeschrittenste unter den Arbeitern auf dem Gebiete der Flugfrage. Ob seine Theorie der Lösung die richtige war, mag dahingestellt sein, jedenfalls hat sie ihn in der Frage des Schwebens auf dem Winde, und das war immerhin schon etwas, am meisten gefördert. An Reichhaltigkeit der Lösungsversuche hat es ja die Phantasie der Flugkünstler niemals fehlen lassen. Jenes kleine Kinderpielzeug, die blecherne Luftschraube, die sich von der Schnur gedreht in rascher Rotation hoch in die Lüfte hebt, hat mancher



Flugmaschine zum Muster dienen müssen. Dem Mailänder Professor Forlanini gelang es 1878, einen mit Dampf betriebenen Apparat mittelst solcher Schrauben mehrmals emporsteigen zu lassen; ein regelrechtes Luftveloziped nach diesem Prinzip ward von Desprad konstruirt, vielleicht auch ausgeführt. — von seinem Aufsteigen hat man nie etwas gehört. Es lohnt nicht, weitere Versuche aufzuzählen, denn diese ganze Richtung war von vornherein todgeboren. — es gehören Pferdekkräfte dazu, mittelst Luftschrauben einen Menschen zu heben, und dann, war denn die Hebung das Ziel der langen Sehnucht? Dann wäre der Ballon hinreichend gewesen, sie zu erfüllen. Nein, die Möglichkeit, etwas zu erreichen, was erst gegeben, nachdem man, besonders in den 80er Jahren, den sogenannten Segelflug der Vögel allseitig beobachtet hatte und zu dem Resultat gekommen war, daß jene geborenen Segler des Aethers im Stande sind, sich von der Luft, besonders wenn sie bewegt ist, tragen zu lassen, wie der Nagen vom Wasser. Die Atmosphäre ist in der That nicht so ganz substanzlos, wie man lange Zeit annahm; man frage den Radfahrer auf der Rennbahn, woran er seine Kräfte erschöpft, und er wird bald antworten, daß es die Luft ist, die sich in jeder Sekunde wie ein Brett seinem Vorwärtsstürmen in den Weg stellt. Man betrachte die Bäume, die der Sturm fällt, und man wird nicht länger daran zweifeln, daß die Luft unter Umständen eine sehr kompakte Substanz ist. Sie ist es auch für den Vogel, der in ihren Schichten durch feinerlei räthselhafte Steigungsarbeit sich oben hält, sondern auf der Atmosphäre schwimmt, indem er von Augenblick zu Augenblick so rasch seine Lage wechselt, daß ihm zum Sinken keine Zeit bleibt, wie das dünne Eis nicht Zeit findet, unter den Füßen des kundigen Schlittschuhläufers zu brechen. Man hat durch Experimente festgestellt, daß es selbst einem leichten Metallblech unmöglich wird, zu Boden zu fallen, sobald es mit hinreichender Geschwindigkeit durch die Luft gezogen wird. Die Atmosphäre ist materiell wie alle Körper, sie muß zur Seite ausweichen, wenn ein Gegenstand fallen soll, und bleibt ihr dazu keine Zeit, so ist das Problem des Schwimmens im freien Raume gelöst.

Auch diese Theorie des Segelfluges hat sich Anhänger genug erworben, besonders in Wien ist sie jahre lang der Gegenstand heißer Debatten gewesen. Platte, Rippert, Krez und Andere haben Maschinen erfunden und Modelle erbaut, die alle nicht bewiesen, was sie beweisen sollten, und Professor Wellner in Brünn, der vor 10—12 Jahren ebenfalls der Segelflugmaschine huldigte, hätte mit ihr vielleicht mehr erreicht, als mit der kuriosen Erfindung, die vor wenigen Jahren unter seinem Namen so ungeheueres Aufsehen erregte und nun auch in den großen Strom der Vergessenheit getaucht zu sein scheint, der bis jetzt alle aviatischen Träume verschlungen hat.

Von diesen und anderen Konstrukteuren unbeirrt, verfolgte Lilienthal seinen eigenen Weg, den vor Allem sein fester Grundsatz bezeichnete; Fliegen ist Geschicklichkeit weit mehr als Kraft, es läßt sich nur lernen, nicht erfunden! Genug des Theoretisirens, genug der Erfindungen! war seit 4—5 Jahren sein beständiger Ruf, denn er arbeitete literarisch ebenso eifrig für das Problem als mit der That, und vor mir liegt eine lange Reihe der Schriften, durch die er von seinen Fortschritten Zeugniß ablegte oder andere für seine Methode zu begeistern suchte. Je später, um so dringlicher ist in ihnen der Wunsch ausgesprochen, Flugübungen, wie er sie Jahre und Jahre allein gemacht, von möglichst Vielen wiederholt zu sehen. „Kenntnisse in der Fliegepraxis lassen sich nur sammeln, wenn man im wirklichen Fluge sich befindet,“ rief er den zahlreichen Konstrukteuren von Flugmaschinen zu. „In der Luft selbst müssen wir unser Verständniß von der Stabilität des Fluges zu erweitern suchen, sodas eine sichere und gefahrlose Bewegung sich ergibt und schließlich ohne Zerstörung der Apparate und ohne Gefährdung des Lebens wieder auf der Erde gelandet werden kann.“ Und später drang er wieder und wieder darauf, daß große mit geeigneten Abfliegepunkten versehene Plätze hergerichtet würden, wo die rüstige Jugend den Segelflug als Sport betreiben und die nötige Geschicklichkeit zur freien Bewegung in der Luft erwerben könnte. War es das Gefühl, daß Einer die Aufgabe nicht lösen kann, daß eine Generation dazu gehört, den Menschen von der Scholle loszulösen, an die er angebannt ist? War es eine Ahnung eines plötzlichen Endes, die ihn so unermüdetlich auf Nachahmung eines Beispiels dringen ließ, damit nicht seine Methode der Lösung nur auf zwei Augen siehe? Es hat sich kein Gefährte von gleicher Begeisterung finden wollen, so lange er selbst wirkte, und der schließliche Ausgang scheint den Zauderern Recht zu geben. Tollkühnheit oder Unüberlegtheit darf freilich Lilien-

thal am wenigsten zum Vorwurf gemacht werden; man kann nicht vorsichtiger und kaltblütiger arbeiten als er gearbeitet hat. Mit Sprüngen von drei Fuß Höhe begann er vor nahezu sechs Jahren seine Fliegepraxis, ganz allmählich wurde der Ab sprung erhöht, wenn die Anfangs kurzen Segelfahrten eine absolute Beherrschung des Apparates bewiesen. Jahre vergingen, bevor unter ebenso stetiger Verbesserung der Apparate jene Segelflüge aus schwindelnder Höhe begannen, die den Fliegenden haushoch über den Boden und Hunderte von Metern weit dahin trugen. Lilienthal verächte nie die Gefahren des Segelfluges für den Anfänger, hielt sich selbst aber nach seinen Tausenden von Sprüngen ihnen vollauf gemach. „Daß die Gefahr sich vermeiden läßt,“ heißt es noch in einer der letzten Arbeiten des Forschers, „habe ich dadurch bewiesen, daß ich seit fünf Jahren bei Tausenden von Flügen keinen Schaden genommen habe.“ Nun müssen wir schmerzlich erfahren, daß sie sich doch nicht vermeiden läßt.

Wenn irgend eine Pflicht aus dem jähen Ende des ersten praktischen Flugkünstlers erwächst, so ist es diejenige der strengen Prüfung seiner Methode. Als vor Jahr und Tag eine der wenigen, wirklich und in großem Maßstab ausgeführten Flugmaschinen, der mit ungeheueren Kosten erbaute Dampf-Segelapparat von Maxim, bei den ersten Versuchen vom Winde zertrümmert wurde, sagte Lilienthal: „Eigentlich wird uns durch diese Ergebnisse doch nur gezeigt, wie man es nicht machen soll!“

Wir müssen das Recht desselben Urtheils nun für uns in Anspruch nehmen.

Auch Lilienthals Methode muß eine schwache Stelle gehabt haben, an der die trotigen Elemente seinen Scharfsinn und Fleiß scheitern ließen. Vielleicht hat sie der Fehler sogar zwei besessen. Der Hauptunterschied seiner Methode von derjenigen anderer Anhänger des Segelfluges war die Anwendung schwach gewölbter Flügel oder Segelflächen anstatt der von anderen entworfenen geraden Flächen. Es war der Gegenstand vieler Kontroversen zwischen Lilienthal und einem der ersten Entdecker der eigentlichen Ursachen des Vogelfluges, dem lange nicht nach Verdienst geschickten Buttenstedt. Ich glaube, daß die Anwendung gewölbter Flügel im Winde ein verhängnisvoller Fehler war; selbst das Gefieder der Vögel glättet sich im Winde und beim raschen Flug, weil die Wölbung zu empfindlich gegen die ungleichen Stöße des Windes ist, um einen gefahrlosen Flug zu gestatten. Eine glatte, elastische Fläche kann die unberechenbaren Stöße des Windes, der sie von unten zu heben sucht, abgleiten lassen, ein Wölbung fängt sie auf und versucht stets anzufallen; Lilienthal selbst schrieb, daß ihn oft ein unberechneter Stoß des Windes um viele Meter empor schleuderte. Ein zweiter Schritt, der zum Mißlingen beitragen konnte, war das Abschlagen von oben und die Nothwendigkeit, stets im Winde zu fliegen. Die jeder Berechnung spottende Unregelmäßigkeit der Windstöße war es, die ihn bei seinen Übungen oft in Gefahr brachte, und doch bedurfte er des Windes, denn in der stillen Atmosphäre war sein Flugapparat ein todttes Werkzeug, weil ihm die Möglichkeit des eigenen Antriebs fehlte. Dieser gewölbte Segelapparat glitt auf dem Winde, wie ein Fallschirm, dessen Bahn in die Länge gezogen ist, aber er flog nicht! Ihm fehlte die Möglichkeit, sich von der Erde zu erheben, wenn ihn nicht gerade ein Windstoß trug. Erste wenn ein motorbeschwingter Apparat, der gleichzeitig die Eigenschaften des Segelfluges besitzt, dem Menschen erlaubt, sich bei windstillen und deshalb gefahrloser Atmosphäre vom Boden zu erheben und große Höhen wie starke Winde zu vermeiden, bis Geschicklichkeit oder Stabilität ihnen gewachsen sind, kann sich die Hoffnung auf weitere Erfolge regen.

Allerlei.

Dithmarsische Nationaltänze. Unter den altdithmarsischen Nationaltänzen war der Schwerttanz der originellste, der noch im Jahre 1747 zu Büsum, wo man überhaupt gern tanzte, in Mode war. Wie uns Viehnen nach der eigenen Anschauung mittheilt, trugen die Tänzer weiße Hemden mit bunten Bändern und an jedem Beine eine Schelle; sie tanzten barhäuptig mit Ausnahme des Vortänzers, der, um sich femlich zu machen, einen Hut trug. Der Vortänzer oder König hielt nun zu Anfang eine kleine Ansprache an die Zuschauer, in der dieselben auf das Alter des Tanzes aufmerksam gemacht und vor den entblößten Schwertern der Tänzer gewarnt wurden. Dann wurde die

Trommel gerührt und der Tanz begann, wie Biethen berichtet, mit solcher Geschwindigkeit, Akkuratheit und Munterkeit, daß es nicht zu verwundern. Bald tanzten sie in der Runde, bald kreuzweise durcheinander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, die einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um solche Rose in einem Kreis und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem Jeden eine gevierte Rose über dem Kopfe steht. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermals eine kleine Dankgebungsrede hält, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Berehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf den Erdboden gesetzt, so wird das Schauspiel durch ein abermaliges Tanzen, so wie zu Anfang gesehen, geendigt und beschloffen. Ein anderer Nationaltanz war der sogenannte lange Tanz, von dem es zwei Arten, den Trommeltanz und den Springeltanz, gab. Ersterer bestand besonders in Tritten und Handgebarden und war zur Zeit des Chronisten Nestorus schon außer Gebrauch. Der Springeltanz war sehr beliebt und die meisten Lieder — alle Tänze waren mit Gesang begleitet — sind ihm angepaßt. Der Vortänzer begann mit dem Glase in der Hand den Gesang, worauf die ganze Gesellschaft jeden Vers im Chor wiederholte. Waren ein oder zwei Verse gesungen, so stand der Leiter des Tanzes auf, nahm seinen Hut in die Hand und tanzte im Zimmer umher, dadurch die übrigen zum Tanze auffordernd. Alle faßten sich nun nach der Reihe an, und wie der Vortänzer sich nach dem Gesange des Vortänzers richtete, hatten sich die Tänzer nach ihrem Führer zu richten. Die bei diesen Tänzen gesungenen Lieder waren theils ernst, theils scherzhaften Inhalts; eines der bekanntesten der letzteren Art war das Lügenlied: Ich will juw singen, ich will nich legen, Ich sach dree braden Höner fliegen zc. (Ich will Euch singen, ich will nicht lügen, Ich sah drei gebratene Hühner fliegen.)

Eine neue Durchquerung Afrikas von Ost nach West ist der französischen Expedition Versepuy's gelungen. Es handelt sich um eine von französischen Ministerium des Unterrichts entsandte Expedition, deren besondere Aufgaben nicht angegeben sind. Die Expedition verließ Sanfibar am 6. Juli 1895 mit einer Karawane von 150 Mann, betrat das deutsche Gebiet, besuchte die Umgebung des Schipfees, bereiste den nördlichen Abhang des Kilimandscharo und trat auf englisches Gebiet über. Die Abfahrt der Reisenden, bis zum Kenia-Gebirge und dem Rudolfsee vorzudringen, konnte nicht ausgeführt werden, weil die feindliche Haltung der Wa-Kamba und Masai sie daran hinderte. Am 26. November 1895 wurde im Thale von Redon, 40 km von Kituju entfernt, eine Karawane von den Eingeborenen vollständig niedergemetzelt. Am folgenden Tage versuchten die Herren Versepuy und de Romans, geführt von 60 Flinten, den Durchgang zu erzwingen. Sie wurden von den Masai angegriffen, wobei ein Schottländer Namen Dick an der Seite Versepuy's und de Romans's getödtet wurde. Die letzten verdankten ihre Rettung einzig ihren schnellfeuernden Gewehren. Die Masai zogen sich zurück, nachdem sie 85 Mann todt auf dem Schlachtfelde hatten, liegen lassen und die Expedition konnte nach Kituju zurückkehren. Einige Tage darauf baten die Masai um Frieden. Bon ihrem Ziele Kenia und Rudolfsee abgelenkt, drang die Expedition Versepuy nun gegen den Viktoria-See vor, überschritt am 19. Januar 1896 den Nil und erreichte Mengo, die Hauptstadt von Uganda. Der Zweck der Expedition war nun, den Lauf des Congo zu erforschen. Sie drang zum Albert-Edward-See vor und wurde, nachdem sie Katue (Fort George), das an diesem See liegt, verlassen hatte, von feindseligen Eingeborenen angegriffen. In dem sich entspannenden heftigen Kampfe wurden 167 Eingeborene getödtet. Welchen Weg die Expedition darauf einge schlagen hat, ist noch nicht bekannt, jedenfalls aber hat auch sie den arden Quatorialwald durchzogen. Die Expedition, deren Mitglieder gesund in San Thomé eingetroffen sind, hat fast genau ein Jahr für die Reise von der Ostküste nach der Westküste gebraucht. Auch diese „friedliche“ Expedition hat wieder viele Menschenleben gelostet, in den beiden Hauptkämpfen allein 252 Mann.

Die Schätze der „Lutine“. Man schreibt der „Krlf. Ztg.“ aus Amsterdam v. 10. d. M.: An der holländischen Küste zwischen den Inseln Terichelling und Blieland ist im Jahre 1799 das englische Kriegsschiff „Lutine“ gestrandet. Es befand sich auf der Fahrt von London nach Hamburg und hatte einen großen Schatz von Gold und Silber an Bord. Das Schiff und die Ladung verfielen nach Kriegsende an Holland, die Holländer begannen alsbald, den Schatz zu bergen und für 669 000 Gulden Gold holte man bis 1801 aus dem Wrack. Ein auf seichtem Sandboden gestrandetes Schiff versinkt aber bald in dem Sande, den jede Fluth und jede Welle darüber hin-

und darunter wegschleudert, und so ging es auch der „Lutine“; noch heute liegt sie, wenn auch stark zerstört, an der alten Stelle, aber 25 Fuß hoch ist die Sandschicht, die darüber liegt, und ebenso hoch steht darüber der Meeresspiegel. Man kennt aber die Lage genau, man hat sogar eine Zeichnung des zertrümmerten Wracks, in dessen am meisten zerstörtem Hintertheil die Pulverkammer und die Schatzkammer war, und das ausgefloffene Pulver, eiserne Waffen, Kugeln und Meeressand haben sich dort zu Klumpen zusammengeballt, in denen bisweilen goldene Dufaten stecken. Nunmehr machen die Schätze der „Lutine“ wieder von sich reden, denn die Engländer suchen jetzt darnach. König Wilhelm I. von Holland trat nämlich im Jahre 1823 die dem Königreiche zukommende Hälfte des Fundes an König Georg IV. von England ab und dieser wieder an Lloyds Komitè in London zur Schadloshaltung der Versicherer. Erst haben holländische Unternehmer für die Engländer gearbeitet, und so hat man 1857—1861 um 529 000 Gulden Gold- und Silberbarren, sowie Münzen mit Taucherglocke und Taucherkelch hervorgeholt, nachdem man früher bloß mit Fingern und Haken gefischt hatte. Nun bejagen es die Engländer selbst, aber sie haben mit dem veränderten Wrack ihre schwere Mühe. 7000 Sandfäße haben sie schon in das Meer geworfen, um eine Mauer zu bauen, damit der Sand dazwischen mit Dampfkraft aufgezogen werden könne. Ein holländischer Ingenieur, ter Meulen, der sich schon seit 30 Jahren mit der Frage beschäftigt und auch die Bergungsarbeiten geleitet hat, meint aber, das nütze nichts und es sei auch wohl möglich, daß man die Sandfäße dort gerade aufhäuft, wo unter dem Sande Schätze zerstreut sind. Er hat einen „Sandtaucher“ erfunden und vor vielen Jahren schon Proben damit gemacht. Dieser Erfindung zufolge senkt man auf den Meeresboden das schwere große Mundstück eines Schlauches und aus demselben wird mit starkem Druck ein Wasserstrahl gepreßt, der ein Loch im Sande herstellt, in welchem der Taucher arbeiten kann. Bei den Proben sind die Taucher 9 Meter tief in den Sandboden des Meeres hinabgestiegen. In den Jahren 1886—1891 hat man mit Dampfzangen gearbeitet, mit welchen man sonst Muscheln von dem Meeresgrunde heraufholt, aber man förderte nur für 11 000 Gulden Gold und Silber zu Tage. Nach unfrüherer Ueberlieferung sollen für 20 Millionen Gulden Barren und Münzen auf der „Lutine“ gewartet sein, man hätte also noch sehr viel zu erwarten.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Ein neuer Verlag und ein neuer Autor treten auf den Schauplatz. Dieser — es ist der „Verlag der Romanwelt“ — hat in der aparten Ausstattung den originellen und fein getönten Buchumschlag, dessen Zierstücke von Leistikow herkommen, etwas Geschmackvolles geliefert. Der neue Autor ist Richard Bredenbrücker, sein Werk heißt „Dörcherpat“, dies ist der mundartliche Ausdruck für die fahrenden Leute, die Heimathlosen, die Varias der Dörfer. Aus ihrem Leben entrollt das Buch lebensrechte Szenen und giebt aneignische Typen. Unnachahmlich getreu ist der Dialekt der Berge getroffen und genau und getreu spiegelt sich die Vorstellungs-Gefühlswelt ihrer Menschen wider. Ein frischer Humor weht durch das Buch, ungenüßlich und lebendig. Die gelehrte Salontilerei ist hier durch die Natur freigeich überwunden.

Das 12. Heft von Velhagen & Klafings Monatsheften, das den Jahrgang 1895/96 abschließt, ist wieder ungemein reichhaltig. Der höchst eigenartige, mit packender Realistik geschriebene Roman von H. v. Kahlenberg „Mifere“ findet in ihm einen Abschluß. G. v. Berlepsi hat eine reizend frische, sonnige Sommergeschichte vom Rhein: „Rheingold“ beigezeichnet; voll Humor ist eine Skizze aus Thüringen von H. Denarius: „Schulz Engelhardt“. Ein warmherziger Aufsatz von Professor Theodor Schiemann ist dem Andenken Heinrich v. Treitschkes gewidmet. Nicht weniger als vier Artikel sind reich illustriert. Julius Stinde berichtet über die Fischerei-Ausstellung auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung; Gottfried Böhm hat zu intimen Originalzeichnungen Professor Lemys aus dem alten Nürnberg den Text geschrieben; Ernst Gähse erzählt in Anlehnung an die Wiederbelebung der olympischen Spiele wie es einst im alten Olympia berging; der bekannte Jagdschriftsteller Ernst von Dombrowsky läßt den Leser an seinen Geier- und Adlerjagden auf der Balkan-Halbinsel teilnehmen. Vielversprechend erscheint eine neue von der Redaktion geschaffene Rubrik: „Vom Schreibtisch und aus dem Atelier“, in der allerletzte intime Erinnerungen oder Betrachtungen hervorragender Männer aus dem Gebiet ihres Lebensberufes veröffentlicht werden sollen. Den Reigen eröffnet der bekannte Schauspieler und Oberregisseur des Kgl. Schauspielhauses Max Grube mit einer „Aubade“ vom Regietisch. Das Titelbild des Heftes, das auch in Bezug auf seine Einhaltbilder und die gebrachten Studien und Skizzen als besonders hervorragend bezeichnet werden muß, ist ein Faksimiledruck nach einer reizenden Statuette von Karl Berneris. Zwei andere Faksimiledrucke geben Farbenmalereien von Karl Höfer und B. F. Messerschmitt wieder. In der Roman-Beilage ist der interessante historische Roman von Conan Doyle: „Micha Clarke“ zu Ende geführt. — Nach den Mittheilungen, die die Redaktion über den in Aussicht stehenden neuen Jahrgang macht, läßt sich erwarten, daß dieser sich auf der vollen Höhe seiner Vorgänger halten wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.